

Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern
Band: 86 (2024)
Heft: 2

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezensionen

Bütler, Heinz: «Lebt Anker noch?» Albert Anker, Kunstmaler, Ins.

Basel: Schwabe 2023. 446 S. ISBN 978-3-7965-4862-8.

Mit «*Lebt Anker noch?*» legt der Autor und Herausgeber Heinz Bütler im Schwabe-Verlag ein neues, umfangreiches Buch über den Maler Albert Anker vor. Es ist ein Lese- und Bilderbuch mit Briefen, Aquarellen, Bildern und Zeichnungen von Anker und Fotografien aus seinem Atelier. Im Kreis der Kunstfreunde ist der Verfasser durch seinen Film *Albert Anker. Malstunden bei Raffael* aus dem Jahr 2022 und frühere Filme über Alberto Giacometti, Ferdinand Hodler, Félix Vallotton und andere bekannt. Er stellt sich selbst als «Filmemacher» und als Autor von «Buchpublikationen zu mehreren Filmen» vor. Ein ausführliches Verzeichnis seiner Arbeiten findet sich auf der Seite 444, eine Dokumentation zum Anker-Film auf den drei letzten Seiten der neuen Publikation. Den Titel des Buchs könnte man als rhetorische Frage verstehen; er ist jedoch ein Zitat aus einem Brief des Malers Vincent van Gogh an seinen Bruder Theo. Bütlers Buch weckt das Bedürfnis, Näherem über die künstlerischen Beziehungen zwischen van Gogh und Anker nachzugehen. Van Gogh war, als er die Frage «Lebt Anker noch?» stellte, 1883, dreissig Jahre alt und stand am Anfang seiner Laufbahn als Maler. Anker, dessen Bilder van Gogh interessierten, war jedoch über fünfzig und stand in der Blütezeit seiner Kunst in Paris und in der Schweiz. Soviel man bisher aus seinen Briefen weiß, hat er von van Gogh und seiner Kunst keine Kenntnis genommen. So führt Bütler lediglich eine Reihe von Bildern von van Gogh auf, die Anker in Paris gesehen haben könnte. Dass jedoch van Gogh an Anker und seiner Kunst interessiert war, wissen wir aus mehreren Briefen des Niederländers. Der Frage, ob er in seinen künstlerischen Anfängen bei der Darstellung von Bauern, von Webern an ihren Webstühlen, von Spinnerinnen oder den Kartoffelessern an die Bilder Ankers von Inser Bauern gedacht hat, ist man bisher meines Wissens nicht nachgegangen. Beide, Anker und van Gogh, inspirierten die damals neuartigen Bilder von Bauern, so von Jean François Millet, die sie in den Salons und in der Galerie Goupil in Paris zu sehen bekamen. Die zahlreichen Publikationen von Briefen Ankers enthalten mehrmals Namen von Künstlern, von denen er beeindruckt war, die jedoch nicht in den üblichen Kanon der Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts eingegangen sind.

Grundlegend für die Kenntnis der Briefe von Anker ist nach wie vor *Le peintre Albert Anker, 1831-1910 d'après sa correspondance*, herausgegeben 1924 in den Originalsprachen Französisch und Deutsch von seiner Tochter Marie Quinche-Anker. Aus dieser Publikation schöpfte Robert Meister, einst Pfarrer in Bümpliz, 1981 für sein Buch *Albert Anker und seine Welt* Abschnitte von Briefen, hat sie jedoch alle ins Deutsche übersetzt. Aus dem Buch von Meister wählt Bütler Bruchstücke von Briefen aus und

gliedert sie wie vor ihm Marie Quinche-Anker und Robert Meister in einzelne Kapitel, mit denen der Werdegang und das Wesen des Menschen und des Künstlers umrissen werden. Die Quellen der Zitate aus den Briefen bleibt uns Bütler, abgesehen von den Adressaten, schuldig. Angefügt an die Kapitel von Bütler, die drei Viertel des Buchs in Anspruch nehmen, folgen je ein Essay des Schriftstellers Alain Claude Sulzer über eine Reihe von Stillleben und des Philologen und Kunsthistorikers Manfred Papst über die Skizzenbücher. Den Abschluss des Buchs bilden das Gedicht von Robert Walser über Albert Anker und die doppelseitige Reproduktion des Gemäldes «Die Konfirmandinnen von Müntschemier» von 1901, beide ohne Kommentar.

Sind die Editionen von Briefen Ankers seit Marie Quinche-Anker alle illustriert mit Zeichnungen und Aquarellen, so übertrifft sie die neue Publikation von Bütler durch eine besonders reiche Fülle von zum Teil bisher unpublizierten Zeichnungen und Aquarellen und von Fotografien aus dem Atelier Ankers in Ins. Während die vielfigurigen Kompositionen Ankers nur spärlich in die Bebildeung der Kapitel von Bütler eingestreut sind, wartet der anschliessende Essay von Sulzer mit dem Augen- und Gaumenschmaus von nahezu zwanzig ganzseitigen Reproduktionen von Stillleben auf. Diesen folgt der reich illustrierte Text über «Albert Ankers «Carnets»» von Manfred Papst.

Der besondere Wert des Buchs von Heinz Bütler besteht vor allem in der Bebildung. Das Blättern in der bunten Reihe der über 150 meist farbigen, zum Teil ganzseitigen, zum Teil kleineren Abbildungen erlaubt dem Betrachter, einzutauchen in die Welt und das Wirken des Künstlers wie kaum je zuvor. Mit entsprechenden Briefstellen erläutert Bütler den Zusammenhang, in den die abgebildeten Werke gestellt werden können, so zum Beispiel drei Aquarelle mit Kachelöfen zu einigen Zeilen eines Briefs an den Maler Rudolf Durheim vom 25. Oktober 1876 über das «zum Heizen schlecht eingerichtete» Atelier. Die überaus zahlreichen und vorzüglich fotografierten Details aus dem Atelier in Ins hätten allein eine Publikation verdient, handelt es sich doch um eine der äusserst selten erhaltenen Werkstätten eines Künstlers aus dem 19. Jahrhundert. Den Anker-Kenner überrascht vor allem der Text von Manfred Papst über die Skizzenbücher. Hier findet sich erstmals in der Literatur eine ausführliche Würdigung der ursprünglich 46 Skizzenbücher, die sich fast vollzählig im Anker-Haus in Ins befinden. Mit einer Fülle von inhaltlichen Hinweisen und Zitaten, von Kommentaren zu einzelnen Zeichnungen, mit ihrem Aussehen und Erhaltungszustand begleiten und kommentieren die «Carnets», so Papst, «das bildnerische Werk nicht nur, sondern gehören als integraler Teil zu ihm. Sie verdienen eine eingehende Beschäftigung – im biografischen wie im künstlerischen Kontext.»

Dem Charakter des vorliegenden Buchs entspricht die zufällig zusammengewürfelte Liste der Publikationen. Ausser den acht dort aufgeführten Büchern und

Ausstellungskatalogen haben zahlreiche Autorinnen und Autoren wie Marie Quinch-Anker, Max Huggler, Hans A. Lüthy oder Isabelle Messerli Wesentliches zum heutigen Bild von Anker beigetragen. Diesem fügt das Buch von Heinz Bütler nicht nur den überraschenden Titel und die ausführliche Arbeit von Manfred Papst über die «Carnets» zu, sondern stellt künftige Beschäftigungen mit Albert Anker in einen reichen Rahmen seines künstlerischen Erbes.

Hans Christoph von Tavel, Yens

Frank, Georg: Steffisburg – von der Gemeindeversammlung zum Parlament. Zur Entwicklung der politischen Partizipation zwischen 1880 und 1950 in der bernischen Gemeinde Steffisburg.

Steffisburg: Gerber-Druck AG 2023. 108 S. ISBN 978-3-9521-6776-2.

Im Juni 2022 feierte die Einwohnergemeinde Steffisburg das 75-jährige Bestehen des Grossen Gemeinderats. Inzwischen liegt das Ergebnis der durch dieses Ereignis ange-stossenen Auseinandersetzung mit der politischen Geschichte der Gemeinde in Form einer kompakten und attraktiv gestalteten Jubiläumsschrift vor. Der rund hundert-seitige Band zeichnet die Entwicklung der politischen Institutionen in Steffisburg seit Mitte des 19. Jahrhunderts detailliert nach und liefert einen umfassenden und infor-mativen Überblick über die politischen Strukturen und Entscheidungsprozesse bis zur Einführung des Grossen Gemeinderats im Januar 1947.

Steffisburg gehört heute mit seinen rund 16 000 Einwohnerinnen und Einwohnern zu den zehn bevölkerungsreichsten Gemeinden im Kanton Bern. Wie andere Gemeinden und Kleinstädte entwickelte sich auch Steffisburg im Zug der fortschreitenden industriellen Entwicklung nach 1870 von einem landwirtschaftlich-gewerblich geprägten Dorf zu einem Produktionsstandort mit einer Reihe von Industrien und Fabriken. Bis zum Ende des Ersten Weltkriegs siedelten sich verschiedene Unternehmen aus dem Textil- und Bausektor in Steffisburg an, wobei die Gemeinde auch von der Nähe zu Thun mit seinen Betrieben rund um den seit 1819 bestehenden Waffenplatz profitierte. Der wirt-schaftliche Aufschwung hatte auch bedeutende gesellschaftliche Auswirkungen: Die Bevölkerungszahl verdreifachte sich im Zeitraum von 1850 bis 1950 auf rund 9000 Einwohnerinnen und Einwohner, gleichzeitig dehnte sich das Siedlungsgebiet durch die Erstellung von zahlreichen neuen Wohnhäusern und -quartieren deutlich aus.

Die starke Zunahme und die veränderte soziale Zusammensetzung der Bevölkerung prägten auch die politische Entwicklung nachhaltig. Die Arbeiterschaft organisierte sich zunächst im Grütliverein und ab 1916 in der neu gegründeten Sozialdemokrati-schen Partei (SP). Im Nachgang zur Totalrevision des kantonalen Gemeindegesetzes

1917 brachte die SP die Ablösung der bestehenden Gemeindeversammlung durch ein kommunales Parlament erstmals auf die politische Tagesordnung. Eine entsprechende Anpassung des Organisationsreglements scheiterte jedoch am Widerstand der bäuerlich-gewerblichen Parteien und wurde 1920/21 von der Gemeindeversammlung zweimal knapp abgelehnt. Erst die Annäherung der politischen Lager vor und während des Zweiten Weltkriegs, die in Steffisburg vorübergehend zur Bildung einer sogenannten Politischen Arbeitsgemeinschaft (PAG) mit Beteiligung aller relevanten politischen Parteien inklusive der SP geführt hatte, ebnete den Weg zur politischen Reform: Die PAG stiess eine Totalrevision des Gemeindereglements an, die die Einführung eines Grossen Gemeinderats mit 34 Mitgliedern (und eines vollamtlichen Gemeindepräsidiuums) vorsah und von den Stimmberchtigten im Mai 1946 schliesslich deutlich angenommen wurde. Aus den ersten Wahlen ging die SP mit vierzehn Sitzen als klare Siegerin hervor, je neun Mandate gingen an die Freisinnigen und an die Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (BGB, später SVP).

Autor Georg Frank, promovierter Historiker aus Thun, hat seine Dissertation zur Wasserkraftnutzung in Steffisburg seit dem Hochmittelalter verfasst und ist entsprechend vertraut mit der dortigen Lokalgeschichte. Ausführlich und kenntnisreich beschreibt er die Entstehung des Grossen Gemeinderats vor dem Hintergrund der politischen Polarisierung von bürgerlichen und linken Kräften, die zum Ende des Ersten Weltkriegs ihren Höhepunkt erreichte und sich anschliessend – nicht zuletzt unter dem Eindruck einer zunehmenden äusseren Bedrohung – sukzessive abschwächte und schliesslich im «Burgfrieden» des Zweiten Weltkriegs mündete. Gleichzeitigbettet er die Entwicklung in Steffisburg ein in die kantonale Diskussion über institutionelle Reformen in den Gemeinden beziehungsweise die Einführung von Gemeindepalmenten und zeigt auf, dass die politische Organisation der Gemeinden im nationalen Vergleich bis heute sehr unterschiedlich und stark föderalistisch geprägt ist. Vielerorts bestehen keine repräsentativen Organe, politische Fragen werden an der Urne oder an der Gemeindeversammlung entschieden, und auch im Kanton Bern ist der Anteil der Parlamentsgemeinden mit knapp sieben Prozent sehr bescheiden.

Weiter nimmt Frank Zeitungen, Vereine und Gesellschaften als Akteure der öffentlichen Meinungsbildung im späten 19. Jahrhundert in den Blick, zeichnet die Entstehung und Entwicklung der politischen Parteien in Steffisburg nach und beleuchtet ausführlich die Verfahren der Entscheidfindung. Dabei zeigt sich, dass eine Geschichte der politischen Institutionen immer auch eine Geschichte der Entwicklung von politischer Partizipation und Teilhabe der Bevölkerung ist. Aus Sicht des Autors schloss die Schaffung des Grossen Gemeinderats in Steffisburg 1947 einen langen Prozess des Interessenausgleichs ab, dem zahlreiche Integrationsschritte vorangingen. Dazu zählten die

Verlegung der Gemeindeversammlungen auf einen Sonntag, die Einführung des Urnen-systems und insbesondere die Einführung des Proporzwahlverfahrens, die in Steffisburg 1918 erfolgte.

Insgesamt legt Georg Frank mit seinem Buch einen abwechslungsreichen und lesenswerten Überblick über die politische Entwicklung von Steffisburg bis 1950 vor. Dazu tragen auch die ausgezeichnete und geschmackvolle Gestaltung des Buchs mit historischem Bild- und Quellenmaterial und ein Exkurs über die bis heute ziemlich bescheidene Vertretung von Frauen in den politischen Gremien ihren Teil bei. Ein ergänzender Anhang mit Statistiken zur Sitzverteilung in Gemeinderat und Parlament, Verzeichnissen der Gemeindepräsidenten seit 1831 und von allen bisherigen Ratspräsidentinnen und Ratspräsidenten rundet die Festschrift ab und macht sie auch zu einem nützlichen Nachschlagewerk.

Daniel Weber, Liebefeld

**Haas, Christina; Wälti, Hannah; Schröter, Anne-Catherine:
Köniz. Im Spannungsfeld zwischen Stadt und Land.**

(Bau Kultur Erbe, Bd. 1). Bern: Berner Heimatschutz, Region Bern Mittelland, 2022. 107 S. ISBN 978-3-9525524-0-7.

Das Spannungsfeld zwischen Stadt und Land ist heute in der politischen Diskussion immer wieder ein Thema. Daher ist es verdienstvoll, wenn sich Christina Haas, Hannah Wälti und Anne-Catherine Schröter sowie der Berner Heimatschutz dieser Problematik am Beispiel des Baukulturerbes der Gemeinde Köniz widmen. Gleich zu Beginn skizzieren die Autorinnen paradigmatisch das Bild eines erkennbaren Gegensatzes. Einerseits existiert die weitläufige, vom Gurten oder vom Ulmizberg einsehbare grüne Landschaft mit Kulturland, Wäldern und Weilern. Andererseits ist da der verstädterte nördliche Teil der Gemeinde, dessen Siedlungsfläche mit der Stadt Bern verwachsen ist. Die Autorinnen thematisieren dies in der Folge trotz ihrem Titel allerdings kaum mehr. Vielleicht liegt dies auch darin begründet, dass sie im Gegensatz zu älteren Studien, beispielsweise von Christian Lerch¹ oder Frieda Hurni², der Vormoderne und dem 19. Jahrhundert, die abgesehen von alten Ortszentren im Baukulturerbe des ländlichen Raumes präsenter sind als im urbanen Umfeld, relativ wenig Platz einräumen. Industrialisierung, Verkehrsplanung und Verkehrswege sowie Planungserfolge der jüngeren Vergangenheit sind ihnen wichtiger. Daher ist es wenig erstaunlich, dass die Publikation den Fokus in weiten Teilen auf Gebäude und Infrastruktur aus dem 20. Jahrhundert legt. Auffällig ist auch, dass der südliche, stärker landwirtschaftlich geprägte Teil der Gemeinde bei der Auswahl der Objekte mit Ausnahme des dank der Arbeiten

von Heinrich Christoph Affolter gut erforschten «Vielzweckbauernhauses «Grossgschneit»» (S. 28–31) fast nur mit Infrastrukturbauten wie Brücken (S. 38–43) oder dem Richtstrahlzentrum Ulmizberg (S. 74–77) vertreten ist. Gerade angesichts des Titels ist das bedauerlich, da auch der südliche Teil der Gemeinde und der über weite Teile ländlicher geprägte Raum in Mittelhäusern, Gasel sowie Ober- oder Niederscherli über ein durchaus untersuchungswürdiges Baukulturerbe verfügt.

Insgesamt haben die Autorinnen vierzehn für sie repräsentative Bauwerke ausgewählt. Dazu gehört neben dem bereits erwähnten Vielzweckbauernhaus «Grossgschneit», dem Richtstrahlzentrum Ulmizberg und den Brücken im südlichen Gemeindeteil sowie dem, wenig überraschend, am Anfang stehenden Schloss der Weiler Mengestorf, den die Autorinnen «als Vorbild für ein erfolgreiches, gemeinschaftliches Wohnen über Generationengrenzen hinweg» (S. 90) bezeichnen. Weitere Objekte sind der Landsitz Morillon, die Gurten-Brauerei, das Spiegeldörfli, die «Idealstadt» Schliern, die auf dem Gemeindegebiet von Bern stehenden Hochhäuser Holligenstrasse, die Thomaskirche im Liebefeld, die Schwimmbadanlage Weiermatt, die Siedlung «Ried W2» im Wangental sowie das Gymnasium Lerbermatt. Auf 107 Seiten eine Auswahl von Bauten in einer so vielfältigen Gemeinde wie Köniz zu treffen, ist selbstverständlich eine schwierige Aufgabe, aber dem Rezessenten scheint es, dass die Autorinnen sich leider etwas zu sehr dazu verleiten liessen, eine Erfolgsgeschichte zu schreiben, welche die Schattenseiten ausblendet. Besonders augenfällig ist dies im Teil über die Umnutzung der Gurten-Brauerei in Wabern. Die Autorinnen bezeichnen diese als «Beispiel für einen nachhaltigen Umgang mit dem Bestand und die Transformation von Industriebrachen» (S. 48), obwohl gerade hier der Neubau, den sie selbst als «trennendes Element im Hang» (S. 51) bezeichnen, beispielhaft für den nicht besonders nachhaltigen Umgang mit historischer Bausubstanz steht. Die Nachhaltigkeit mahnen die Autorinnen selbst am Schluss an, indem sie davon sprechen, wie wichtig es sei, «durch den Verzicht auf Abbrüche und Ersatzneubauten keine zusätzliche graue Energie [zu] erzeugen» (S. 95). Dass es da unterdessen aber auch bessere Beispiele gibt, zeigen das Kapitel zum Richtstrahlzentrum Ulmizberg, dasjenige zur gelungenen Neunutzung des Schlossareals sowie die leider keinen eigenständigen Teil bildenden Ausführungen zur jüngst erfolgten Umsetzung der grenzübergreifenden Planung im Raum Weissenstein-Neumatt (S. 87). Ebenfalls spannend sind die Erläuterungen zum Spiegeldörfli sowie zur «Idealstadt» Schliern, in denen die Autorinnen differenziert aufzeigen, wie sich der Wandel von Politik und Gesellschaft auf die Umsetzung von Projekten auswirkte und welche Rolle in diesem Zusammenhang Baufirmen sowie Vorsorgeeinrichtungen spielten. Gerade mit Blick auf die Zukunft des als «kleine grüne Oase» (S. 47) beschriebenen Landsitzes Morillon wird sich weisen müssen, inwiefern es Gemeinde und Investor beim

Bau von Eigentumswohnungen in einem Teil des Parks zur Querfinanzierung einer Öffnung der Villa für kulturelle Veranstaltungen gelingen wird, die «Erfolgsgeschichte», welche die Autorinnen erkennen, weiterzuschreiben. Das Spannungsfeld zwischen Stadt und Land hat Potenzial dafür, ein (stellenweises) Scheitern ist aber auch immer möglich. Letzteres stärker im Blick zu haben, bleibt für zukünftige Publikationen zum Thema Baukultur wie zur Gemeinde Köniz zu wünschen.

Daniel Marc Segesser, Wabern

- ¹ Lerch, Christian: Beiträge zur Geschichte der Gemeinden Köniz und Oberbalm. Köniz 1927; ders.: Das schwarze Kreuz im weissen Feld. Allerlei aus der Könizer Vergangenheit. Liebefeld 1945; ders.: Köniz. 2. Aufl. Bern 1970.
- ² Hurni, Frieda: Aus Waberns Vergangenheit. In: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde 25,2 (1963), 45–72; dies.: Von Schulen in den Dörfferen. Die Entwicklung der bernischen Landschulen von den Anfängen bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts: dargestellt am Beispiel der Gemeinde Köniz (Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, Bd. 70). Bern 1986.

Jung, Joseph (Hrsg.): Einigkeit, Freiheit, Menschlichkeit. Guillaume Henri Dufour als General, Ingenieur, Kartograf und Politiker.

(Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik, Bd. 120). Zürich: Verein für wirtschaftshistorische Studien 2022. 416 S. ISBN 978-3-909059-84-3.

Biografien zu General Dufour gibt es eine ganze Reihe, manche von ihnen sind hagiografisch, viele behandeln einzelne Aspekte, alle sind sie aber geprägt von tiefem Respekt für den grossen Genfer. Liegt nun ein weiteres Werk zur grösseren Ehre des Generals vor? Ein erster Blick lässt dies vermuten, so, wenn Bundesrätin Viola Amherd in ihrem Geleitwort vom «Universalgelehrten» schwärmt und der Herausgeber seinen ersten Beitrag mit dem ehrerbietigen und in einem wissenschaftlichen Artikel eher befremdlichen Ausruf «Merci, mon Général!» betitelt. Aber es kommt anders! Das Buch birgt einige Überraschungen.

Herausgeber Joseph Jung greift in zwei Kapiteln zu Beginn und am Schluss des Buchs selbst zur Feder. In einem essayartigen Einleitungskapitel stellt er Dufour in den Kontext der entstehenden modernen Schweiz, eines «Laboratoriums des Fortschritts», wie er sie in Anlehnung an eines seiner Bücher bezeichnet. Es war nicht Dufour, der diese Schweiz schuf, aber er schuf mit dem raschen und erfolgreichen Krieg gegen den Sonderbund von 1847 die Voraussetzungen dafür. Jung widersteht der Versuchung, Dufour neben dem heute modisch überschätzten Napoleon zu einem weiteren Vater der modernen Schweiz zu deklarieren. Er weist im Gegenteil darauf hin, dass «der Bundesstaat von 1848 keinem napoleonischen Rezept folgt», sondern dass die liberalen Erfahrungen zur Bundesverfassung führten (S. 11).¹

Bei aller Anerkennung der Leistungen Dufours stellt Jung die bis anhin weitgehend ausgeblendeten, wenig glorreichen Seiten des Generals dar: seine Gewalttat gegen drei meuternde Soldaten bei der Rückkehr aus Korfu, seine lebenslange Verehrung von Napoleon und dessen Kaiserreich sowie seine Nibelungentreue zu seinem Schüler Napoleon III. Der Republikaner Dufour nahm es hin, dass sein Schüler die Republik wegputzte. Joseph Jung verhehlt auch nicht, dass Dufour nicht immer der erfolgreiche Strahlemann war, wie ihn eine hagiografische Tradition zeichnete: Seine diplomatischen Missionen scheiterten. In der Politik, die Dufour so sehr zuwider war, hatte er als Hinterbänkler wenig Einfluss. Selbst als Ingenieur gelang ihm nicht alles: Beim Bau der Brücke Pont des Bergues ging einiges schief. Happig sind Jungs Vorwürfe gegen den glanzvollen Sieger von 1847 als Oberbefehlshaber der Armee im Neuenburger Handel 1856/57. Der General habe kapitale Fehler begangen, seine Lagebeurteilung und sein Kriegsplan seien falsch und sein Umgang mit der Neutralität fahrlässig gewesen, kurzum: Dufour sei der Aufgabe, die Schweiz vor einem Angriff der Preussen zu schützen, nicht gewachsen gewesen, da er starr im militärischen Denken der napoleonischen Zeit verharrt habe.

Aber Jung stellt trotz diesen – etwas salopp bezeichneten – «Kratzspuren und Blechschäden» die grossen Leistungen vor allem im Sonderbundskrieg in den Vordergrund. Mit seiner rücksichtsvollen Kriegsführung habe er «den Bundesstaat auch für die Verlierer zugänglich» gemacht (S. 20). In seinem umfangreichen Schlusskapitel über die Aussenpolitik stellt Jung vor allem dem Bundesrat ein schlechtes Zeugnis aus. Der Escher-Forscher nimmt die radikalen Bundesräte, insbesondere den «überschäumenden und radikal fantasierenden» Jakob Stämpfli, ins Visier und hebt – nicht ganz überraschend – die besonnene Haltung der liberalen Politiker um Escher hervor. Dem Bundesrat der ersten Jahre wirft er schlechtes Krisenmanagement, falsche Prioritätensetzung, eine peinliche Informationsbeschaffung, eine Überschätzung der eigenen und eine Unterschätzung der preussischen Kräfte im Neuenburger Handel und Abenteuerertum im Savoyer Handel vor. Der Konfrontationskurs des radikal dominierten Bundesrates habe die Existenz der Schweiz sogar fahrlässig aufs Spiel gesetzt.

Die Beiträge der neun Mitauteuren beschlagen ein breites Spektrum. Sie präsentieren den Lebenslauf Dufours (Clemens Fässler), dessen Leistungen als Ingenieur und Wissenschaftler (Georges Bindschedler) und das «Kartografische Spitzenergebnis» Dufours (Hans-Uli Feldmann). Im Zentrum des Buchs steht aber der Sonderbundskrieg. Christoph A. Schaltegger und Thomas M. Studer stellen die Vorgeschichte und Peter Candidus Stocker die strategischen, operativen und taktischen Entscheidungen vor. In einem originellen Beitrag entwickelt Ulrich F. Zwygart aus dem Handeln Dufours eine Leadership-Studie für die Gegenwart und setzt dafür künstliche Intelligenz ein.

Er stellt ihn trotz des wenig erbaulichen Verhaltens bei der Generalswahl 1847 als vorbildliche Führungs Persönlichkeit vor. Schade, hat der Autor nicht auch Dufours Gegenspieler auf der Sonderbundsseite, den reformierten Bündner General Johann Ulrich von Salis-Soglio, auf gleiche Weise studiert. Was, wenn das Ergebnis gleich oder ähnlich herausgekommen wäre?

Neue und kritische Töne vernimmt man im Beitrag «Wehe den Besiegten» von Michael Arnold. Im Gegensatz zur radikal-liberalen Geschichtsschreibung, die den Krieg weich, ja eigentlich eher als ein etwas grösseres Manöver unter der milden Führung Dufours zeichnete, berichtet der Autor von den hässlichen Seiten des Krieges: von Übergriffen auf die Zivilbevölkerung, auf geistliche Personen und Gebäude, von Vergewaltigungen, von plündernden und marodierenden Soldaten, von Besatzungstruppen und den Kontributionen von 5,5 Millionen Franken, die den Sonderbundskantonen auferlegt wurden und die mehr an den rachsüchtigen Versailler Frieden von 1919 gemahnen als an Versöhnung. In einem umfangreichen, tabellarisch angeordneten Kapitel stellt Walter Troxler Fakten zum Sonderbundskrieg zusammen: Chronologie, eingesetzte Verbände und Verluste.

Zweifellos ersetzt dieses empfehlenswerte Werk mit seinen überraschenden und aussergewöhnlichen Beiträgen nicht die umfassende Biografie, die – wie der Herausgeber bedauert – immer noch fehlt. Ja, noch mehr: Die schweizerische und die Genfer Geschichtsforschung haben es bis heute nicht einmal zustande gebracht, die Publikationen Dufours und dessen umfangreiche Korrespondenz wissenschaftlich zu bearbeiten. Zu Recht ruft daher der Herausgeber mit einem «Allez Genève! Allez la Suisse!» (S. 387) zu einem Effort in diese Richtung auf. Wenn das Buch hier etwas auslösen kann, hat es mehr erreicht, als sich als originellen Beitrag in die lange Reihe von Publikationen zu Dufour einzureihen.

Marco Jorio, Rüfenacht

¹ Siehe dazu Jorio, Marco: «Alles Napoleon?». In: NZZ Geschichte, Nr. 23 (Juli 2019), 110–113.

Kuert, Simon: Langenthal.

Langenthal: Herausgeber-Verlag 2022. 192 S. ISBN 978-3-905939-89-7.

Im Jahr 2019 erhielt Langenthal den Wakkerpreis für seinen sorgfältigen Umgang mit dem baulichen Erbe und für sein Planungsverfahren, das von der Bereitschaft zum Dialog geprägt sei. Ob das hier besprochene Buch eine späte Folge dieses Preises ist, lässt sich leider nicht genau nachweisen, weil das nirgends explizit geschrieben steht. Aber der Preis erscheint im Titel des abschliessenden Kapitels, und ein Zusammenhang ist

wohl anzunehmen. Der Herausgeber-Verlag hat einen Bildband mit nur wenig Text vorgelegt. Ganz am Schluss des Buchs gibt Simon Kuert eine Zusammenfassung der Langenthaler Geschichte, die wie ein Resümee der vorangegangenen Bilder erscheint. Diese zeigen Langenthal unter ganz verschiedenen Aspekten und Blickwinkeln. Die meisten Fotografien sind aktuell; aber immer wieder erlauben historische Ansichten einen Vergleich mit der Vergangenheit, was oft genauso instruktiv ist wie eine lange Beschreibung in Worten. Generell fällt auf, dass in den meisten Kapiteln die Menschen eine wichtige Rolle spielen. Für ein Buch, das als Reaktion auf einen Preis für die Bewahrung des baulichen Erbes entstanden ist, erscheint das bemerkenswert. Typisch ist es aber für den zweiten Grund, aus dem der Preis verliehen wurde: die Dialogbereitschaft. So wie die Langenthaler Behörden sind auch die Fotografen dieses Bandes gewillt, den Menschen in den Mittelpunkt zu stellen.

Der Band versammelt eine ganze Reihe prominenter und teilweise preisgekrönter Fotografen. Richtig: Es ist ein gänzlich von Männern gestaltetes Buch; nur vereinzelte Aufnahmen stammen von Martina Flury Witschi und Margrit Kohler. Der Berufsfotograf Jürg Stauffer liefert im ersten Kapitel «Am Wasser» Ansichten der Lanete, die sowohl die Natur als auch die städtische Umgebung des Baches einbeziehen. Im zweiten, dem Sport gewidmeten Kapitel stehen ältere Aufnahmen von Markus Gaberell (1941–2022) zeitgenössischen von Marcel Bieri gegenüber. Der Kontrast ist deshalb spannend, weil er die Entwicklung sowohl des Sports als auch der Sportfotografie deutlich macht. Das dritte, vor allem von Marcel «Masi» Marti stammende Kapitel ist dem Reichtum des kulturellen Lebens gewidmet. Dessen Vielfalt wird nicht nur durch den Inhalt der Aufnahmen vermittelt, sondern auch durch verschiedenste Aufnahmetechniken und -stile. So wechseln eher ruhige Bilder mit lebhaften ab, farbige mit schwarz-weißen und Tag- mit Nachtaufnahmen. Den modernen Blick auf Langenthal vermittelt eine Serie von Drohnenaufnahmen des bekannten Fotografen Markus Jegerlehner, dessen Senkrechtaufnahmen abgesehen von wenigen Ausnahmen stark von geometrischen Figuren geprägt sind. Ziemlich speziell kommt auch ein weiterer Teil von Marcel «Masi» Marti daher, der Langenthal in Form von Nachtaufnahmen porträtiert. Viele davon sind im Winter entstanden, was einige ausgesprochen stimmungsvolle Ansichten ergibt. Dem Wald ausserhalb der Stadt widmet sich Patrik Kummer in seinem «Zwischen Haslibrunnen und Aspisee» betitelten Abschnitt. Seine Bilder könnte man schon fast in die Tradition der Piktoralisten stellen, vermittelt er doch in erster Linie Stimmungen. Das Kapitel «Dienstag und Samstag» vereint Bilder vom Markt, frühere von Markus Gaberell und aktuelle vom Herausgeber des Buchs, Daniel Gaberell. Während Markus Gaberell den ganzen Markt in den Blick nahm, fokussiert Daniel Gaberell ausschliesslich auf die Leute, die er dort antrifft. In «Piccola Venezia» geht es um die

Hochwasser der Lanete; es ist das einzige Kapitel, das durch einen Text eingeleitet wird. Angesichts des Eindrucks, den jene hinterliessen, ist dies durchaus gerechtfertigt. Die Bilder verschiedener Fotografen lassen uns die Kraft der Fluten erahnen. Wenn es um Menschen geht, darf auch die Badi nicht fehlen, der ein Abschnitt mit Bildern mehrerer Fotografen gewidmet ist. Auch hier werden vor allem Leute gezeigt. Ein letztes Kapitel vereint nochmal eine breite Palette von Fotografien, die für Langenthal oder seine Wirtschaft typisch sind. Hier sind nicht nur Bauten und Landschaften zu sehen, sondern auch Produkte, die von hier aus in die ganze Welt exportiert werden.

Insgesamt haben wir einen sehr schön gemachten Bildband mit sorgfältig ausgewählten Ansichten vor uns. Er ist nicht einfach ein Bilderbuch, sondern eine gezielte Auswahl von Fotografien, die uns auf unterschiedlichste Weise das Wesen von Langenthal vermitteln.

Philipp Stämpfli, Bern

Liniger, Christian: Ein schmaler Weg. Erinnerungen eines Verdingbuben.

Thun/Gwatt: Weber 2023. 296 S. ISBN 978-3-03818-496-6.

Den ledernen Schultornister mit Kuhfellbezug an den Rücken geschnallt, lacht einen der Autor an seinem ersten Schultag im Mai 1952 von einer Schwarz-Weiss-Fotografie auf dem Buchcover an. Er wuchs als Verdingbub irgendwo zwischen Bern und Thun auf und hat nun, Jahre später, seine Lebensgeschichte aufgeschrieben.

Wir folgen Liniger von seiner Geburt über insgesamt vier Pflegeplätze ins Welschlandjahr, in die Käserlehre bis zu seiner Ausbildung und Tätigkeit als Kantonspolizist. Bei Linigers Eltern sind Geld und Platz knapp, sodass die Armenbehörde die in kurzer Folge zwischen 1937 und 1946 geborenen sieben Kinder verpflegt. Als Liniger seiner leiblichen Mutter mit sieben Jahren das erste Mal begegnet, leben die Eltern getrennt. Den Vater sieht er zehn Jahre später erstmals. Von seinen Geschwistern erfährt er, abgesehen von einem Bruder, erst, als er in die Schule kommt.

Mit sieben Jahren wird er auf einen kleinen Bauernhof zu einem Bruder des Vormundes weitergegeben. Auf dem Hof der bereits über 50-jährigen Pflegeeltern leben bald einmal drei Generationen unter einem Dach. Diese Familienkonstellation ist nicht frei von Konflikten. Der dem Alkohol zugeneigte Pflegevater deckt die Schwiegertochter grundlos mit wüsten Schimpfwörtern ein, sein Sohn setzt sich dagegen lange nicht zur Wehr. Gegenüber Liniger verhält sich der Altbauer aber anständig und durchaus väterlich. Die Pflegemutter bleibt distanziert und kühl. Sie ist auch die Einzige in der Familie, die Liniger schlägt und ihm ins Gesicht sagt, dass aus ihm nie etwas Rechtes werde.

Abends verweist sie ihn aus der warmen Wohnstube in den ungeheizten Gaden, wo Liniger wegen der Kälte und weil ihn viele Gedanken über sein Schicksal umtreiben, oft lange nicht einschlafen kann. Etwas zwischenmenschliche Wärme findet er bei der Schwiegertochter, die zu ihm steht, ihm aber nicht helfen kann. Die kleine Enkeltochter wächst mit Liniger wie mit einem grossen Bruder auf und hängt an ihm. Und immer findet er Trost bei Bläss, dem Hofhund.

Dem Buben werden vom ersten Tag an Arbeiten übertragen, zuerst leichte wie das Ausräumen der Futterkrippe oder das Füttern der Hühner. Je älter er wird, desto mehr Verantwortung und desto schwerere Arbeiten übernimmt er. Noch nicht aus der Schule entlassen, ersetzt er den zum Militärdienst einberufenen Jungbauern. Die viele Arbeit erledigt er gewissenhaft und wie selbstverständlich, obwohl sie manchmal gefährlich und streng ist. Aber sie macht ihn auch stolz.

Auf sich gestellt, spinnt Liniger allmählich zarte Fäden zu Bezugspersonen ausserhalb der Pflegefamilie: Der Bub vom benachbarten Grossbetrieb wird sein Freund; in der Dorfkäserei, wo er täglich die Milch hinbringt, vernimmt er, dass des Käfers Eltern sein Götti und seine Gotte sind, die ihn fortan beschenken und einladen. Bei ebendieser Käserei meldet er sich aus dem Welschland auf eine Lehrstelle. Dieser Schritt wird für ihn zum Anfang des Ausbruchs aus seinem Verdingbubendasein. Von nun an verfolgt er eisern seinen Berufswunsch Polizist, den er vorerst für sich behält. Während seiner Ausbildung kehrt er immer wieder auf den Hof seiner Pflegeeltern zurück, die mit zunehmender Achtung Anteil an seinem Werdegang nehmen, und hilft ihnen bei der Arbeit, bis er sich mit seiner Frau – als Tochter eines aus russischer Kriegsgefangenschaft entlassenen Deutschen ist auch sie eine Aussenseiterin – ein eigenes Zuhause aufbaut.

Beinahe beiläufig entnimmt man dieser Erzählung, wie sich das Leben im kleinen Dorf zwischen den unmittelbaren Nachkriegs- und den Boomjahren entwickelt. Man erhält einen Einblick in die nicht motorisierte Landwirtschaft, von der Kleinbauern allein nicht leben können, sodass sie einem Nebenerwerb nachgehen müssen. Man registriert, wie mit dem Wirtschaftswachstum der Traktor das Pferd ablöst, die Käserei schliesst, der Autor sich ein Motorrad leisten kann, Wohnungen mit einem Badezimmer ausgestattet werden. Und man wird sich bewusst, dass in der Dorfgemeinschaft das eigene Handeln von sozialen, verwandtschaftlichen und wirtschaftlichen Abhängigkeiten bestimmt wird.

Liniger erzählt konsequent chronologisch, obwohl sich ihm sein Lebenslauf in dieser Klarheit erst im Nachhinein eröffnete. Der Text ist nach den Stationen in seinem Leben gegliedert. Kindheit und Jugend als Verdingbub nehmen die Hälfte des Umfangs ein. Linigers Sprache ist unaufgeregkt, seine Sätze kurz und klar. Hin und wieder stolpert

man beim Lesen über Fehler, die Lektorat und Korrektorat übersehen haben. Erinnerungen an Details wie Essen und Geschenke sowie zahlreiche Anekdoten machen die Erzählung zusammen mit einigen Fotos aus dem Privatarchiv des Autors lebendig. Auch die Verwendung der direkten Rede trägt dazu bei, wobei die Dialoge sprachlich etwas flach daherkommen, was vielleicht daran liegt, dass sie im Nachhinein konstruiert wurden und sich durch die Übertragung ins Hochdeutsche von der gesprochenen Sprache entfernt haben. Überhaupt wirkt das Erzählte eindringlicher als das Reflektierte und Gesprochene.

Ein häufiges Merkmal von Lebenserinnerungen kommt in diesem Buch zum Ausdruck: Rückblickend neigen wir Menschen dazu, unserem Leben einen Sinn geben zu wollen und den zurückgelegten Weg als ein Streben zum Besseren darzustellen. Auch Liniger beschreibt sich als einer, dem es gelingt, sein Leben zu meistern, trotz oder vielleicht gerade wegen seiner Herkunft. Man beobachtet, wie er einen ausgeprägten Gerechtigkeitssinn entwickelt und sich verpflichtet fühlt, allen zu helfen. Schliesslich vergibt er sogar seiner Pflegemutter.

Das Buch ist eine lesenswerte Geschichte vom Erwachsenwerden unter schwierigen Umständen. Fremdplatzierungen sind ein mittlerweile ausgiebig erforschtes Thema, dennoch ist es wichtig und wertvoll, dass Betroffene aus ihrer Warte weiterhin Zeugnis davon ablegen.

Andrea Schüpbach, Puidoux